



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Das Osterspiel von Muri**

**Ranke, Friedrich**

**Aarau, 1944**

Alter und Heimat der Handschrift.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-67733](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-67733)

in V 125 scheint die Korrektur die dreimalige Wiederholung des Wortes helfe vermeiden zu sollen, da aber von der entsprechenden Besserung von 124 nichts mehr zu erkennen ist, habe ich auch die von 125 in die Lesarten verweisen müssen; in VI 16 beweist die Verbesserung von die iuden in vnser vurlten, daß der Korrektor den Wortlaut sorgsam erwogen und den Voraussetzungen des Spiels angepaßt hat (doch hat er VIII 45 die iuden unverändert gelassen); bei VI 28 stellt erst der Einschub von 26 und 27 die logische Beziehung des (aus er zu der verbesserten) Subjekts her; eine fünfte und letzte Verbesserung (zu VII 60) bleibt zweifelhaft. Diese Korrekturen sind so wohlüberlegte Änderungen des Textes, daß Bartschs Vermutung (S. 280), sie stammten unmittelbar vom Autor, viel für sich hat. — Eine vierte, kaum viel spätere Hand setzt dreimal (V 94, VI 15 . 43) rechts neben die erste Zeile einer Partie der Maria Magdalena den Namen Antonius (vgl. S. 21).

**Alter und Heimat der Handschrift.** Während der erste Herausgeber ein Werk vom Ende des 13. oder vom Anfang des 14. Jahrhunderts vor sich zu haben glaubte, hat R. Bartsch (S. 274) die Handschrift aus paläographischen Gründen in den Anfang des 13. Jahrhunderts datiert. Sein Ansatz ist allgemein übernommen worden; auch Hartl (S. 262) schließt sich ihm an. Doch stehen einer so frühen Datierung schwere Bedenken entgegen: einige der unten besprochenen mundartlichen Erscheinungen (Zusammenfall von s und z, Verlust des Dativs von ir, Kurzformen wie sun, mun, wen, nen, gen für suln, mugen, wellen, nemen, geben), das fast völlige Fehlen der Negationspartikel en, die nur noch dreimal erscheint (II 3, III 16, V 108), und auch der Stil des Werkes lassen spätere Entstehung vermuten. Nach freundlicher Auskunft von Herrn Dr. Albert Bruckner, den ich als einen Spezialkenner der mittelalterlichen Schriftgeschichte der Schweiz um ein paläographisches Gutachten gebeten habe, weisen denn auch die Buchstabenformen — trotz der altertümlichen, einem h ähnlichen Form des z, die bei beiden Hauptschreibern sowie beim Korrektor die Affrikata vor dunklem Vokal bezeichnet<sup>10</sup> — in die Zeit „zwischen 1240 und 1260“.

Orthographie und Sprachstand beider Schreiber zeigen eindeutig hochalemannische Tradition. Für mhd. k steht ch sowohl im Anlaut (Hand 1 schreibt zweimal cl-, einmal k-, Hand 2 zweimal kunic) wie

<sup>10</sup>) Nur Hand 1 schreibt für die Affrikata daneben einmal das jüngere, normale z (z<sup>h</sup> I 11), das sonst in unserer Hs. nur den Reibelaut bezeichnet (für die Affrikata vor hellem Vokal gilt c).

nach Konsonant und in der Gemination, im Auslaut *hc* oder *h*; das im Auslaut stimmlos gewordene *g* dagegen erscheint als *c* (einzige Ausnahme *uerbarhc* im Reim auf *starhc* IV 17; Hand 2 schreibt *ch* auch in dem Suffix *-echlihe*, für das in der Partie von 1 die Beispiele fehlen). Für mhd. *ch* schreibt Hand 1 stets *ch*, Hand 2 nach langem *i* und im Auslaut stets *h*<sup>11</sup>, sonst *ch*; mhd. *ht* erscheint bei Hand 1 als *cht* (einmal *reht* I 22), bei 2 als *ht*. Die alemannische Neigung zu unorganischem *h* vor anlautendem Vokal verrät der zweite Schreiber in *hende* statt *ende* VIII 63. — Für intervokalisches *t* nach kurzem Vokal, das in der Partie von 1 nicht vorkommt, schreibt 2 vorwiegend *tt*, für anlautendes *d* nach *dur(h)* ein paar Mal *t*: *dur tih* IV 76, *dur tin* VIII 44, *dur tie* 68, aus dem Bestreben, dies *t* zu vermeiden, erklärt sich wohl auch die Fehlschreibung *turt din* statt *dur tin* V 82;<sup>12</sup> der Erweichung des *t* nach *n* in *wend* I 5 und 35 (*esart*) und *endrunnen* II 31 entspricht die umgekehrte Schreibung *vintent* III 54 (vgl. auch die Anm. zu *gütelihe* II 12). Auslautendes *t* fehlt beim ersten Schreiber in *nich* (*t* über der Zeile nachgetragen) I 7, beim zweiten in *lin(t)* II 13, *war* (*t* über *d.* Zeile) II 30, *wor(t)* 42, *cehan(t)* 44; unorganisches *t* erscheint beim zweiten nach auslautendem *n* in *dannent* II 50 und *want* III 64. — Die beiden dentalen Reibelauten *s* und *z* sind für Schreiber 1 völlig, für 2 in unbetonten Silben und Wörtchen zusammengefallen. Den *š*-Laut gibt Schreiber 1 mit *sch*, 2 mit *sh* wieder; das einmalige *erwunster* IV 58 deutet auf die breite Aussprache des *s* vor *t*. — Für auslautendes *m* erscheint einigemal *n* (I 59; II 27, III 8. 29. 37, IV 4), beim zweiten Schreiber auch zweimal in der Dativendung des starken männlichen Adjektivs: *minen* II 5, *grozen* 23; *nb* für *mb* in *vnb* II 42. Auslautendes *n* läßt der zweite Schreiber dreimal verloren gehn: *erstande* IV 52, *gebittte* 63, *verfliche* 81. Für intervokalisches *j* schreibt Hand 1 *g* in *drige* I 29 (in der Partie von 2 findet sich kein Beispiel). Für Hand 1 gilt *herre*, für 2 *here*. — Im Vokalismus setzen beide Schreiber für mhd. *æ* ausnahmslos *e*, für *ou* (neben *ö* und *û*) vorwiegend *o*, das in *och* bzw. *oh* allein gilt; der Diphthong *ei* erscheint als *ei*, doch gilt *e* bei beiden Schreibern in *en* (= *ein*), beim zweiten auch in *helant*, das bei 1 fehlt. Schreiber 1

<sup>11</sup>) Darum ist der Reim *gewichen*: *verf. : che(n)* IV 80 kaum (mit *Bartsch* und *Hartl*) als *gewichen*: *verflichen*, sondern eher als *gewichen* (*Part.*): *verflichen* (= *verflicken*) herzustellen; vgl. die Anm. zur Stelle.

<sup>12</sup>) Vgl. *z. B.* *dur tie* in den *Engelberger Gebeten* (ed. *J. Wilhelm*, *Denkmäler XXX*) 46.47.

setzt für ê je einmal ei (eire I 38) und é (mère I 56), für ie je einmal ei (virleisent I 46), é (wè I 17) und e (emen I 49)<sup>13</sup>. In Nebensilben zeigt Schreiber 1 die für das Alemannische kennzeichnende Erhaltung der Vokalqualität mit besonderer Neigung zu i: hi-, gi-, vir-; willint, mugint, abir; truwon, situn (umgekehrt er für ir I 45); Schreiber 2 setzt in allen solchen Fällen das normalmhd. e mit Ausnahme eines vereinzelt vor- (IV 34) und des i im Namen Rûlin stacin (= Ruolin Statzen?) III 75, der ihm vielleicht selber undurchsichtig war (vgl. die Anm. zur Stelle). — In der Formenlehre herrscht beim Verbum in der 2. Pers. Pl. durchaus die Endung -ent, in der 1. Pl. und in der 3. Pl. des Konj. und Prät. dagegen -en. Der Dativ Pl. des Artikels heißt dien, der Dativ von ir schon durchweg v̄h (iuch) mit der einzigen Ausnahme des enklitischen selfû = lô helfe iu II 14; der Dat. und Akk. von wir zeigt bei Schreiber 1 vorwiegend, bei 2 oft in alemannischer Weise den Umlaut (v̄ns), das Possessivpron. der 1. Pers. bei Schreiber 1 Umlaut und die Kurzform (v̄nse)<sup>14</sup>. — Weitere alemannische Sonderformen sind die durchgehenden har für her, dur für durh., old(e) für oder, vb für ob<sup>15</sup> und die gelegentlichen Kurzformen mun gen sun wen nen für mugen geben suln wellen nemen.

Danach ist an der Niederschrift des Textes auf heutigem Schweizerboden nicht zu zweifeln. Eine genauere Lokalisierung ist dagegen kaum möglich; immerhin sprechen die Form har für her<sup>16</sup>, das durchgehende e für mhd. æ und die Wiedergabe des mhd. ei<sup>17</sup> eher für die Mitte oder den Westen des hochalemannischen Gebietes als für den Osten, sodaß also der sprachliche Befund der durch den Fundort der Hs. nahegelegten Vermutung, sie sei im Kloster Muri oder wenigstens irgendwo im Aargau geschrieben worden, zum Mindesten nicht widerstreitet.<sup>18</sup>

<sup>13</sup> Zu ender III 30 (= iender oder ênder?) vgl. die Anm. 3. St.

<sup>14</sup> Wie in den Gebeten von Muri (ed. Wilhelm, Denkmäler, XIX) 474.

<sup>15</sup> Vgl. ebda 270. 315; Rheinauer Gebete (ebda XXVII) 98; Wadernagel, Predigten I 33, III 109, XIII 19. 51. 52.

<sup>16</sup> Vgl. Jos. Klapper, Das St. Galler Spiel von der Kindheit Jesu (Breslau 1904) S. 32 ff., K. Langosch, Die Sprache des Göttinger Trojanerkriegs (Leipzig 1933) S. 187 ff.

<sup>17</sup> Nach freundlicher Mitteilung von Dr. Boesch-Zürich überwiegt in Thurgauer Urkunden des 13. Jhs. für mhd. æ die Schreibung a oder ae, für mhd. ei die Schreibung ai.

<sup>18</sup> Die beiden Inkunabelbände scheinen bereits um 1500 dem Kloster Muri gehört zu haben; wenigstens zeigen sie zahlreiche Randnoten von einer Hand jener Zeit, die auch sonst in Bänden der Klosterbibliothek begegnet. Das läßt vermuten, daß sie auch für das Kloster und im Kloster gebunden worden sind, die Spielrolle also mindestens im 15. Jahrhundert bereits dort lag.